



# Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. \* № 47.

## Junge Berzen.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das rothaarige Mädchen war dem Direktor nicht fremd. Er hatte das hübsche Ding schon als Kind gekannt, als sie noch in der Kellerwohnung bei ihrem Vater, einem armen Flickschuster, herumgetollt hatte. Später war sie als Choristin zu einem kleinen Theater gekommen, und da sie gerne lachte, hieß sie allenthalben die „lustige Susel“. Ab und zu, wenn der Direktor ihr hinter den Kulissen des Theaters begegnete, zu dem er allezeit Zutritt hatte, da die Räumlichkeiten der Bausgesellschaft gehörten, dann plauderte er mit ihr; auf diese Weise hatte er auch erfahren, daß sie als eine der „Musen“ auf dem Künstlerwagen mitwirken sollte, und von den verschiedenen Herren reden hören, die sich um dessen Ausschmückung bemühten.

„Höre mal, Susel, du könntest mir einen Gefallen thun,“ hatte er mit einem raschen Aufblitzen der Augen gesagt. Er duzte sie immer noch, wie in ihren Kindertagen, da er ihr ab und zu ein Geldstück geschenkt und ihr das wirre Haar gestreichelt hatte. „Es könnte dir doch nicht schwer fallen, einem dieser jungen Herren ein wenig den Kopf zu verdrehen?“

Da lachte sie hell auf und meinte, versuchen wolle sie's ja gerne, wenn ihm damit ein Gefallen geschähe.

„Es handelt sich um eine Wette, Susel. Um einen Scherz, weißt du. Es wäre ganz genügend, wenn der betreffende junge Mann sich während der Probe mit dir besonders beschäftigte. Das wirst du wohl fertig bringen. Aber du mußt die Sache ganz fein anfangen, und erst, wenn du mich kommen siehst — gleichviel in welcher Begleitung — dann darfst du ein bißchen feder werden und ihm auch einen Kuß geben, den er sich gerne von einer so hübschen Hexe wie du gefallen lassen wird. Ich bin neugierig auf dein Kunststück, und wenn du's geschickt machst, dann rede ich einmal mit deinem Direktor, daß er dich in einer größeren Rolle auftreten läßt.“

Die Komödie war wohl gelungen. Und während Klemens auf das junge Wesen an seiner Seite herabblückte, das so gebrochen dahinschritt durch die vom Abendgold durchleuchteten Straßen, da bligten seine Augen triumphierend auf, und er lächelte innerlich über diese fein berechnete tragische Wirkung seiner Intrigue.

Lea dagegen war in schlechter Laune. Sie hatte sicher darauf gerechnet, daß General Döllnitz zu dem Feste in die Stadt zurückkehren und sie mit ihrer Tochter und einigen anderen Bekannten in seine Wohnung einladen würde, an welcher der Zug vorüberging. Sie hatte sich für diesen Morgen, von dem sie sich viel versprochen, eine reizende schwarze Spizentoilette angeschafft, die ihre Gestalt auf das vorteilhafteste zur Geltung brachte. Sie hatte jede anderweitige Anforderung, auch das Anerbieten des Direktors, ihr Tribünenplätze aufzuheben, abgelehnt, um nun, am Vorabend des Festes, zu erfahren, daß der General nicht in der Stadt anwesend sei und auch in den nächsten Tagen nicht von seinem Urlaub zurückkehren würde.

„Aber das thut mir schrecklich leid,“ rief

unmöglich, heute noch Sitze auf der Tribüne zu erobern. Aber ich darf den Damen doch wenigstens meine Begleitung anbieten? Sie können sich allein ja kaum auf die Straße wagen.“

Martha, die während des ganzen Heimweges geschwiegen hatte, öffnete nun zum erstenmal wieder die Lippen. „O bitte, bleiben wir zu Hause,“ bat sie mit einem Blick, der die Mutter hätte rühren müssen, wenn sie für das tiefe Seelenleid ihres Kindes ein Auge gehabt hätte.

„Nein, unter keiner Bedingung,“ rief Lea. „Wie langweilig du bist, Martha, in deinem Alter! Aber wenn du auch kein Interesse für dergleichen hast, so nimm einfach die Unbequemlichkeit auf dich, weil es mir Vergnügen macht. Ich meine, ich hätte dir oft genug ein Opfer meiner Ruhe gebracht.“

Das junge Mädchen wagte keine Antwort; es zuckte nur unendlich wehmütig um ihren festgeschlossenen Mund, und sie starrte schweigend zu Boden.

3.

Martha war am nächsten Morgen rechtzeitig fertig; sie hatte kaum geschlafen; wie bitterer Hohn hatte ihr das auch in der Nacht nicht endende festliche Lärmen im Ohr geklungen.

Der Direktor hatte den jungen Architekten, der ihn auf jenem Hausballe mit Martha bekannt gemacht, mitgenommen, um den Damen zweifachen männlichen Schutz bieten zu können. Der junge Mann, dem Seydel ein mächtiger Gönner geworden, und der ihm daher unbedingt ergeben war, schien strenge Weisung zu haben, sich der Mutter anzunehmen. Die beiden Herren erkämpften denn auch tapfer den Weg durch das frühzeitige Gedränge, und man hatte bald einen günstigen Platz in der Nähe der königlichen Residenz auf einigen Steinstufen gefunden, welche einen Ausblick über die sich immer dichter aneinanderreihenden Köpfe ermöglichten. Nun mußte man sich mit Geduld wappnen, bis das Schauspiel sich entfaltete. Der Himmel, der am Morgen trüb und regnerisch gewesen, hatte sich aufgeheitert; das Gefühl des Ungewöhnlichen, des Festtäglichen schuf allenthalben eine gehobene Stimmung, wie eine leise Trunkenheit lag's in der Luft.

Aber ein siebzehnjähriges Herz hat noch nicht gelernt, sich mit dem Leben bescheiden zu vertragen und sein Bündel Kummer beiseite zu



Habib-Allah-Chan,  
der neue Emir von Afghanistan. (S. 371)

Klemens, nachdem Lea ihm, natürlich mit einer kleinen Lüge von einer plötzlich abgereißten Freundin, mitgeteilt, daß sie keine Fensterplätze zur Verfügung hätten. „Ich fürchte, es ist ganz



schieben, um sich einer heiteren Stunde hinzugeben. Es genießt oder leidet nur aus dem Vollen.

Glanzlos und müde schauten die hellen Augen Marthas auf die endlich in dem Festzuge an ihr vorüberziehende, wie einem Märchen aus Tausend und einer Nacht entsprungene Gestaltensfülle.

Da war es vor allem der prächtige Zug der Kaufmannschaft mit dem von den seltenen, mächtigen Tieren gezogenen, mit Waren aller Art beladenen, von Berittenen in schönen orientalischen Gewändern begleiteten Wagen, der allgemeinen Staunen hervorrief. Dann das von lustigen Gestalten umtanzte Faß des Gambrinus, das riesige eiserne Ungetüm, das sich in Drachengestalt heranwühlte, gefolgt von immer neuen, wechselnden Bildern, bis zu der von einer reizenden Kinderschar getragenen Wiege des Königs, die sich, von lautem Jubel begrüßt, auf einem der Wagen vorüberbewegte. Musikweisen erklangen. Dazwischen manch bewunderndes „Ah“, manche Hochrufe der Menge; man lachte, jauchzte, man stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte die Hälse, um nur ja keine Einzelheit aus den Augen zu verlieren.

Martha hatte kein Lächeln. Der geistige Sehnerv war ihr getrübt worden; nun sah sie alles um sich her grau und häßlich. Man hatte ihr den Glauben, das Vertrauen zertreten. Das ganze Leben war ihr nur noch ein toller Maskenscherz, eine große Lüge.

Einmal, als sie den Kopf zu einem der gegenüberliegenden Häuser erhob, suchte sie zusammen: sie hatte deutlich an einem Fenster Bruno erkannt, der, an einen Freund gelehnt, mit frohen Augen dem Treiben zusah. Sie zwang sich, die Blicke nicht mehr nach ihm zu richten; doch als nun die eigenartig dumpfen Töne der Tuba das Herannahen des antiken Wagens mit den neun Mäusen verkündeten, da sah sie's dennoch, daß er sich weit herausbeugte. Sie erkannte dann auch unter den schimmernden weißen Gestalten, unter der Fülle goldenen Zierats den fest emporgeworfenen Kopf des rothaarigen Mädchens und sah, wie diese mit der Lyra winkte und dann eine Rußhand zu dem Fenster emporwarf.

Mit einem Gefühl dumpfer Empörung wendete sie sich zu ihrer Mutter, um ihr zu sagen, daß sie fort wolle, daß sie ersticken müsse, wenn sie zu längerem Bleiben genötigt würde. Im selben Moment aber drängten sich plötzlich die Menschen dichter aneinander; als hätte ein heftiger Stoß sie zusammengepresst.

Mitten durch die Tubaklänge, durch das Schmettern der Musik und das laute Bravorufen klingt ein Schrei, ein seltsamer Schrei: ein Massenschrei. Wie der Sturmwind auf glatter Seefläche in einer Sekunde die Wellen emporjagt, so löst sich die von Schaulust und Neugierde bisher ruhig gehaltene Menge mit einem Schlag in ein wildes Chaos auf.

Man weiß nicht, was geschehen ist, was in der Ferne droht; aber der Fluchtgedanke, der Schrecken vor einer unbekannten Gefahr hat die Reichen ergriffen.

Näher kommt's und näher, das wilde Geulen, das wirre, besinnungslose Heranstürmen der Menschen, als wären böse Geister hinter ihnen. Ein wildes Schrecknis naht! Wie? Was? Wo? So fragen die Augen, die Lippen mit Todesangst, und man drängt vorwärts, schiebend, geschoben, überall auf neue Massen stoßend, welche die freie Bewegung hemmen, die von der Verstärkung mitergriffen werden.

Lea hat sich an den Arm des Architekten geklammert und ist, ohne sich weiter um die Tochter zu kümmern, einem Thore zugeeilt, das sie erspäht hat.

Martha aber, die sich einer Ohnmacht nahe fühlt, ist willenlos geschoben und gedrängt worden, nicht vorwärts, nein, dem heranstürzenden Menschenstrome entgegen. Nach Atem ringend, unfähig, nur die Hände zu regen, steht sie in der wirren Brandung, gestoßen, gedrückt, kaum mehr ihrer Sinne mächtig.

Umsonst hat Klemens versucht, sich ihr nachzuzukämpfen, sie zurückzureißen.

Und nun, mit einemmal, in nächster Nähe das wilde, verzweifelte Aufstreifen! Die Menge staut sich, schiebt gegen das Haus, man tritt und stößt und schlägt sich in blindem Selbsterhaltungstrieb, Kinder weinen, Frauen schreien, dazwischen erklingt wohl ab und zu ein lautes Schimpfen und Fluchen der Männer. Martha ist aus dem Knäuel herausgeschleudert worden,

über dem Ganzen ein gewisser geheimnisvoller Hauch der Vergangenheit. Sie war oftmals hier gewesen in dem kleinen Grottenhof; aber nun, nach dem wilden Treiben, dem sie entflohen war, wirkte die kühle Ruhe, die Wunderlichkeit des zopfigen, bizarren Raumes doppelt mächtig auf sie.

Der Direktor stand vor ihr, besorgt, liebevoll, und zeigte lächelnd auf seinen zerrissenen Rock und auf die klaffenden Handschuhe, die er abgestreift hatte.

„Wo ist Mama? Wenn nur Mama nichts geschehen ist!“ fragte sie, sich besinnend, mit erschrockenen Augen.

„Seien Sie ganz unbesorgt, liebes Fräulein Martha! Ihre Frau Mutter hat sich mit rascher Geistesgegenwart in ein offenes Hausthor zu retten gewußt. Wenn nur Sie sich wieder wohler fühlen! Sie glauben nicht, wie furchtbar es mir zu Mute war, als Sie von mir losgerissen wurden; wie ich um Sie gezittert habe!“

Schrecken und Schwäche hatten ihr eine Weile ihr Leid verschleiert. Nun sah sie wieder klar das Bild vor sich, das ihr seit gestern jede Lebensfreude ausgelöscht hatte.

„Warum?“ erwiderte sie herbe. „Hätten Sie mich doch zerstampfen lassen! Es wäre das Beste für mich gewesen!“

Sie hatte keine Gewalt mehr über ihre überreizten Nerven nach der schlaflosen Nacht, nach den Aufregungen des Morgens. Sie brach in ein wildes Weinen aus und schluchzte mit der ganzen Fassungslosigkeit, welche diese erste furchtbare Enttäuschung in ihr hervorrief.

Der Direktor hatte sich neben sie auf die Steinstufen gesetzt und suchte sie mit milder Güte zu trösten.

„Aber Fräulein! — Fräulein Martha! — Kind! Was haben Sie nur? Darf ich es nicht wissen?“

Er sprach so bewegt, so traurig innig, und seine Augen lächelten doch. Aber sie hörte ja nur die sanfte, liebevolle Stimme.

„Sie schweigen, Martha,“ fuhr er fort, sich immer näher zu ihr herabneigend, immer leiser sprechend. „Ach, glauben Sie denn, ich wüßte nicht den Grund dieser bitteren Thränen? Nur um Liebe kann man so weinen! Der Mann, dem Sie gut sind, hat Ihnen wehe gethan? Ist's nicht so? Aber verdient er denn auch, daß Sie so ganz vergehen in Schmerz um ihn? Ich kenne ihn nicht. Ich will ihn auch nicht kennen und seinen Namen nicht wissen!“ Sein Ton war nun düster und von leidenschaftlicher Bitterkeit. „Es wäre nicht gut, wenn ich ihm je begegnen müßte!“ fügte er finster hinzu.

Dann schwieg er. Man hörte das Tropfenfallen des Springbrunnens und das leise Schluchzen des Mädchens.

„Glauben Sie mir, Martha, er ist Ihrer Liebe nicht wert, wer es auch sei,“ fuhr Klemens dann nach einem tiefen Seufzer fort. „Ich kenne die Welt wohl ein bißchen besser wie Sie. Ich sagte Ihnen ja schon: ein rechter Mann, dem es ernst mit seiner Neigung ist, der wirbt um ein Mädchen wie Sie, wenn er an Gegenliebe glauben darf. Thut er das nicht, nun, so war ihm der kleine Roman nur ein hübsches Abenteuer, dessen er sich wohl gelegentlich am Kneiptische bei den Kameraden rühmt.“

Das gesenkte Haupt fuhr plötzlich empor in wilder Bestürzung; die vermeinten Augen hoben sich mit einem Blick des Schreckens, der Empörung, der hilflosesten Angst.



Das neue Stadthaus in Braunschweig. (S. 371)  
Nach einer Photographie von Zedler & Vogel in Darmstadt.

der Straße zu; die Kniee wanken ihr. Sie war dem Ersticken nahe; nun kann sie einen Moment aufatmen, aber da sieht sie mit entsetzten Augen, was heranragt, dicht gegen sie heranragt, riesengroß, seltsam; ein entfesseltes Ungetüm: es ist ein rasender Elefant, ein zweiter hinter ihm, unter deren Schritten der Boden dröhnt.

Sie rafft sich auf; sie stößt auf allen Seiten an eine undurchdringliche Menschenmauer; und nun verliert sie in Todesangst einen Augenblick völlig die Besinnung.

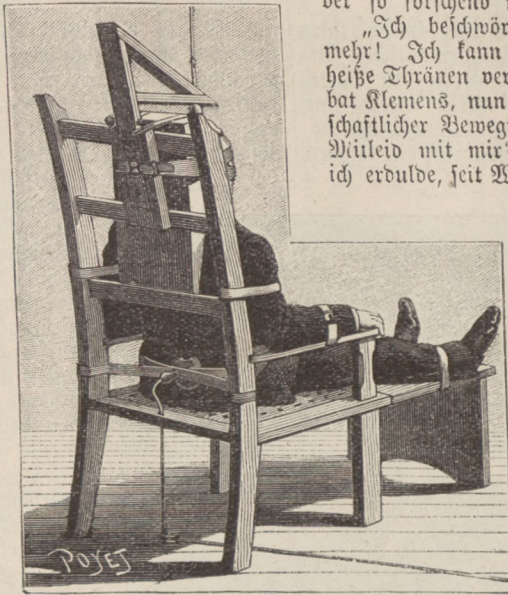
Als sie die Augen wieder aufschlägt, sieht sie neben sich des Direktors erhitztes Gesicht und fühlt sich halb getragen von seinem Arm.

Sie hört seine laute, befehlende Stimme: „Schaffen Sie Platz! Die Dame ist ohnmächtig geworden!“ Aber sie kommt erst vollends zu sich, als es plötzlich ganz kühl und still um sie wird. Nun sitzt sie auf einer Steinstufe, in einem kühlen Hofraum in der königlichen Residenz, in den ihr Begleiter sie geführt hat.

Verwirrt, halb traumbevangen, schauen ihre Augen eine Weile um sich. Es war ein so eigenartiges Winkelfeld: Mäuselwände, aus denen barocke Gesichter und Gestalten herablickten, von Fischen getragene Steinbecken und



Klemens fühlte: nun hatte er den rechten Punkt getroffen, die empfindlichste Stelle dieses jungen, unerfahrenen Herzens. Nun kam es ihm auf eine freie Erfindung, auf eine kleine, heimliche Verleumdung nicht an, wenn sie seine Zwecke fördern konnte. Seit Wochen reizte ihn das Spiel, um das trohige Böglein ein feines Netz zu spinnen, in das es sich gänzlich verstricken mußte. Nun saß es flügellos vor ihm; es galt nur einen letzten, geschickten Zug, und es war gefangen, in seiner Macht.



Stuhl für elektrische Hinrichtungen: Ein auf den Stuhl geschnallter Verbrecher während der Hinrichtung.

„Ach, Sie haben ja gar keine Ahnung, Martha, was für haarsträubende Indiskretionen man zuweilen im Kaffeehaus oder im Restaurant, am Biertische zu hören bekommt,“ plauderte er, neben ihr sitzend, anscheinend ganz harmlos, so recht wie ein guter Kamerad, der einen betäubten Freund zu zerstreuen sucht. „Ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen. Erst vor kurzem saß ich abends allein vor meiner Zeitung und meinem Glase; neben mir ein Tisch junger Künstler. Ich mußte ihre Unterhaltung mit anhören; sie sprachen laut genug. Der eine von ihnen — ich nenne natürlich keinen Namen — behauptete, man könne wirklich nicht mehr in Gesellschaft gehen; die jüngsten Mädchen seien so heiratslustig, daß sie sich einem nach der geringsten Courmacherei förmlich an den Kopf werfen. Er wiederholte lachend das Geplauder einer jungen Dame, der er einen Spitznamen gab, den die anderen zu kennen schienen. Es waren liebe, kindliche Worte, die mich rührten, so daß es mir ordentlich in den Fingern prickelte, dem geschwätzigen Burschen auf den Mund zu schlagen. Ich glaube, ich hätte mich auch kaum beherrscht, so schamlos trieb er seine Prahlerei, wenn ich nicht zufällig den Vater des jungen Menschen kennen würde — er ist ein hochgestellter, von mir verehrter Mann.“

Die jungen Augen hatten keine Thränen mehr; unbeweglich, wie Schmerzerstarrt sahen sie auf die Steingesichter an den Wänden, mit einem Ausdruck wilden Entsetzens.

O, Klemens hatte seine Worte wohl berechnet; er wußte, daß jedes Traß! Sie zweifelte keinen Moment, daß Bruno der junge Künstler gewesen, daß Bruno über sie gelästert habe. Seit gestern hielt sie ihn ja jeden Verurteilten fähig. Qualend, folternd slog die Erinnerung an ihr vorüber; jedes liebe Wort, das sie ihm gesagt, brannte ihr im Gedächtnis wie ein Feuer. Ja, er konnte sie mißverstehen, ihr Benehmen falsch deuten, wenn er sie nicht liebte. Und er hatte sie ja nicht geliebt! O Gott, er dachte über sie, wie über ein dreistes, heirats-

tolles Mädchen! Es war ihr, als müsse sie sich vor Beschämung unter die Erde verkriechen.

Ihr Mädchenherz krännte sich unter diesen Gedanken, die über sie einstürzten, wie unter Geißelhieben. Sie schlug die Hände vor das Gesicht; sie konnte den Blick nicht ertragen, der so forschend und besorgt auf ihr ruhte. „Ich beschwöre Sie, meinen Sie nicht mehr! Ich kann es nicht sehen, daß Sie so heiße Thränen vergießen um jenen Anderen,“ bat Klemens, nun den Ton ändernd, in leidenschaftlicher Bewegung. „Haben Sie denn kein Mitleid mit mir? Mit den Schmerzen, die ich erdulde, seit Wochen, seit Monaten? Jener Andere, er hat Ihnen wohl gethan, und Sie — Sie lieben ihn immer noch!“

Sie schüttelte das Haupt in wilder Abwehr. „Ich danke Ihnen für dieses stumme „Nein“, Martha!“ sagte er warm, leise nach ihrer Hand suchend. „O, wenn Sie sich trösten lassen wollten von jener großen, treuen Liebe, die Ihnen so lange an der Seite steht in trauriger, bitterer Entsagung!“

„Wie könnte mich noch jemand lieb haben,“ erwiderte sie tonlos, wieder mit ihrem starren, hoffnungslosen Blick. „Auch Sie nicht, wenn Sie alles wissen! Ich habe ihn geküßt — jenen Anderen! Meine Rippen sind entweiht von den seinen.“ (Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

**Sabib-Mah-Chan, der neue Emir von Afghanistan,** ist der Lieblingssohn des verstorbenen Emirs Abdurrahman und wird als ein thatkräftiger und intelligenter Mann von etwa dreißig Jahren geschildert. Sein Geburtsdatum weiß nicht einmal der Gothaische genealogische Hofkalender anzugeben. Er hat in den letzten Jahren, da Abdurrahman schon sehr leidend war, seinen Vater in den Regierungsgeschäften unterstützt, auch ist er mit westlicher Zivilisation nicht ganz unbekannt. Die Häupter der afghanischen Stämme haben ihn bereits gebührend, doch ist die Haltung der anderen vier Brüder zweifelhaft, und der neue Emir hat daher, um Heer und Volk für sich zu gewinnen, den Soldaten höhere Löhnung,

den Bürgerlichen einen Steuernachlaß versprochen. Obwohl sich der Thronwechsel bisher friedlich vollzogen hat, fürchtet man doch, daß im Frühjahr die in Afghanistan von jeher üblichen Kämpfe um die Erbfolge ausbrechen werden. — Das nach den Plänen des Stadtbaurats Ludwig Winter im gotischen Stile errichtete **neue Stadthaus in Braunschweig** ist eines der stattlichsten und prunkvollsten Bauwerke dieser Gattung und erhebt sich in der Nähe des Domes und der Burg Dankwarderode. Der hochauftretende Eckturm ist durch einen Erker und oben durch eine offene Galerie geschnitten. Von den Innenräumen ist besonders der große Hauptsaal bemerkenswert, der



Miss Ellen Stone.

sein Licht von den drei über dem Haupteingang befindlichen hohen buntgläsernen Fenstern erhält und mit Bildern Altbraunschweigs, Innungswappen, Schnitzereien, Wappengildern der Städte des ehemaligen Hanabundes u. s. w. reich geschmückt ist. In New York ist seit 1889 die **elektrische Hinrich-**

tung eingeführt, bei welcher der Verbrecher in einen eigenen Stuhl gesetzt, dort mittels geeigneter Vorrichtungen festgeschnallt und getötet wird, indem man einen elektrischen Strom von 1500 Volt durch seinen Körper gehen läßt. Die Hinrichtung des Präsidentenmörders Czolgosz ist ebenfalls auf diese Art erfolgt. Dem Verbrecher wird oben auf dem Kopfe ein runder, etwa halbgroßer Fleck ausrafiert und darauf durch ein isoliertes, rund um den Kopf gehendes Band die eine Elektrode befestigt. Die andere wird am Beine dicht oberhalb des Knöchels angelegt.



Einrichtung des Stuhles für elektrische Hinrichtungen.

So geht der gewaltige Strom durch den Körper des Verbrechers und tötet ihn augenblicklich und schmerzlos. — Daß auf der Baltanhalbinsel noch immer die Räuberromantik blüht, zeigt die gewaltsame Einführung der amerikanischen Missionarin **Miss Ellen Stone**, die durch eine makedonische Bande bei Schumabala angehalten und nebst ihrer Begleiterin, der Frau Tsilka, Gattin eines albanesischen Predigers, in die Berge geschleppt wurde. Die Räuber verlangen 25,000 türkische Pfund als Lösegeld. Fräulein Stone ist zu Chelsea im Staa'e Massachusetts geboren, steht im fünfzigsten Lebensjahre und arbeitet seit 25 Jahren im Dienste der protestantischen Mission in der Türkei.

## Der erste Gugelhupf.

(Mit Bild auf Seite 372.)

Das junge Mädchen auf unserem hübschen Bilde hat zum erstenmal den Versuch unternommen, allein einen Gugelhupf für das bevorstehende Fest zu machen. Das ist kein kleines Wagnis, und sie hat keine geringe Angst dabei ausgestanden. Mit bänglicher Geringfügigkeit nimmt sie auch jetzt die Form von dem Rumpfwerk ab — und welche Freude! da steht der Gugelhupf, hoch, braun und schön! Er ist gut geraten, kein Zweifel. Auch der jüngeren Schwester, die mit Spannung der Prozedur zusieht, wässert schon der Mund bei dem lieblichen Anblick.

## Fütterung von Manttieren mit Salz in den Campos von Südbrasilien.

(Mit Bild auf Seite 373.)

Auf den großen Weideflächen oder Campos im Innern Brasiliens überläßt man die Tiere — Kinder, Pferde oder Manttiere — ganz sich selbst. Nur zweimal in der Woche wird von den Hirten Mundschau über die Herden gehalten. Dies geschieht in der Weise, daß man die Tiere durch ausgestreutes Salz, das sie bekanntlich mit Begier fressen, an eine hochgelegene Stelle lockt. Dabei geht es nicht ohne Kämpfe um den heißbegehrten Lederbissen ab, besonders unter den ungebärdigen Manttieren, und so wird eine Salzfüterung bietet daher für den Fremden ein höchst eigenartiges Schauspiel. Die Viehhirten schauen, mit dem Lasso in der Hand, ganz ruhig dem Kampfe zu und benützen nur die günstige Gelegenheit, etwa ein durch Insektenstiche und Wadenleidendes Tier zu fesseln und mit Quecksilberjälbe zu behandeln, oder ein zum Verkauf bestimmtes einzufangen.



## Absicht oder Zufall?

Ein Reiseerlebnis.

Von Rudolf Immann.

(Nachdruck verboten.)

Der Sommer, den ich in einem freundlichen kleinen Orte am Südrhaz verlebte, war ungewöhnlich regenreich. Viele Familien mußten nicht recht, ob sie noch dableiben oder wieder abreisen sollten, und selbst im Juni mußte man wiederholt die Defen heizen, um die kalten Gemächer wohnlich zu machen. Der Regen troff, und die Wildbäche rauschten; es klang poetisch und romantisch, aber die Wirklichkeit war greulich.

Im Gasthause des Herrn Schüler, wo man sehr gut aufgehoben war, fehlte es trotz des kühlen Wetters nicht an Gästen, die sich bei der Ungunst der Witterung enger aneinander schlossen, als es sonst wohl geschehen wäre. Hervorzuheben waren ein Oberst a. D., der die zarte Damenwelt ganz auffallend bevorzugte; ein Stiefelfabrikant aus Frankfurt, der mit sechs erwachsenen Kindern erschienen war, sehr prahlerisch auftrat und sich bei Tische triumphierend umsah, wenn er den Pfropfen einer Champagnerflasche knallen ließ; ein Baron, der den Jagdjunker herausbiß und erstaunliche Heldenthaten vollführt haben wollte; ein hypochondrischer Oberlehrer, der als wandelndes Krankheitsarsenal Mitleid erregte; eine schwärmerisch veranlagte, gar zu sentimentale Frau Rat. Diese und mehrere andere regten zu Charakterstudien an und gaben Stoff zu interessanten Betrachtungen; doch an diesem Klatsch, der natürlich nicht fehlte, beteiligte ich mich nicht, da ich meine Beobachtungen meistens für mich behielt. Ausländer waren wenig da; ein Schotte, der mit seiner Frau erschien und trotz seiner rot eingebundenen Reisebücher und Sprachführer kaum zwei deutsche Worte herauszuquetschen verstand, verschwand schon nach zwei Tagen wieder; er hatte die Kellner in unglaubliche Verwirrung versetzt, indem er oft die Worte verwechselte und Heringsalat bestellte, wenn er Schlagabne haben wollte. Er erzählte mir ganz offenherzig, daß er in Deutschland reise, weil es billiger als daheim sei, aber die schwierige deutsche Sprache zu lernen machte er keinen Versuch und erlitt dadurch manchen Verdruß.

Gegen Ende Juni traf eine englische Familie ein, die aus einem älteren Herrn bestand, der einen graumelierten Bart trug und recht leidend erschien, einer üppigen, noch in den Zwanzigern stehenden Brünnette, die, wie die Herren der Badegesellschaft sofort behaupteten, mit herausfordernden Blicken um sich warf, und einem blinden, etwa achtzehn Jahre zählenden Mädchen. Man riet hin und her, in welchem ver-

wandtschaftlichen Verhältnis die beiden Damen zu einander standen; bald kam die Wahrheit an den Tag. Die Blinde, die ein sanftes, sehr zartes Antlitz besaß und einen ungesunden, schwächlichen Eindruck wie ihr Vater machte, war die Tochter erster Ehe und die feste Schönheit die zweite Frau.

Vor den Augen der übrigen Gäste lebten diese drei Personen in recht harmonischen Beziehungen. Die Tochter vergötterte den Vater, der gewiß sein armes Kind zärtlich liebte, und die schöne Frau, die recht selbstbewußt auftrat, zeigte sich an der Tafel, obschon sie ein bißchen

anderen Gäste so gut wie unnahbar; sie gab sich in irgendwie vertraulicher Weise mit niemand ab, nur in ihren Augen flackerte etwas Ansetes, und zuweilen, wenn sie sich beobachtet glaubte, zog so etwas wie ein Wetterleuchten über ihr prachtvolles Profil.

Einer der Gäste, ein Buchhändler, der sie eines Tages mit ihrer Stieftochter im nahen Wäldchen traf, behauptete, es wäre ihm vorgekommen, als ob eine Tigerin mit einem kranken Reh spazieren gegangen sei; aber man sagt ja, daß die Apotheker und die Buchhändler bisweilen nicht ganz frei von schrullenhaften

Einfällen sind. Die Phyllognomie ist bekanntlich eine Kunst, die leicht zu Trugschlüssen führt. Es giebt Menschen mit Verbrechergesichtern, welche die liebevollsten Gatten und die fürsorglichsten Familienväter sind, und mancher Adonis übertrifft an Notheit den gemeinsten Stallknecht.

Der früh gealterte und gebrochene Gemahl der schönen Frau schien sich trotz der herrlichen Waldluft und der prachtvollen Zultage, die endlich auf die Regenperiode folgten, nicht sonderlich zu erholen. Er entwickelte der guten Küche ungeachtet wenig Appetit, sprach selten und zeigte kaum ein bißchen Lebensfreude; seine dann und wann ins Grünliche spielende Gesichtsfarbe verriet irgend ein inneres Leiden, das der ärztlichen Kunst spottete. Der Badearzt Doktor Krummholz, der eines Tages auf Wunsch der schönen Frau zu ihm gerufen wurde, erzählte später achselzuckend, er habe bei der Untersuchung nichts in hohem Grade Angegriffenes oder Leidendes finden können; es seien Symptome vorhanden, daß die Leber nicht ganz ordnungsmäßig fungiere, auch das Herzgeräusch sei nicht völlig normal, aber andererseits deute nichts auf akute Krankheit. Allerdings habe er nur kurze Zeit dem Patienten widmen können, die schöne Gemahlin habe aus unnötiger Be-



Der erste Gugelhupf. (S. 371)

folettete und zuweilen lobende Blicke um sich warf, als besorgte und aufmerksame Hüterin und Pfliegerin der armen Blinden wie ihres kranken Mannes. Mit rührender Selbstaufopferung schlug sie jede Teilnahme an Ausflügen ab; ihr Gemahl, sagte sie, sei noch zu leidend, und die blinde Stieftochter käme überhaupt nicht in Frage.

Es hieß eines Tages, die schöne Fremde sei nach dem nicht weit entfernten Nordhausen gefahren und dort in den Anlagen mit einem sportsmäßig gekleideten Landsmann gesehen worden; aber das konnte doch auch ein naher Verwandter, vielleicht gar ein Bruder gewesen sein, und da sie am Abend wieder erschien und niemand danach zu fragen hatte, verstummte auch das wahrscheinlich sehr unnötige Gerede bald wieder.

Die schöne Frau war in der That für die

forgnis, ihr Mann könne sich erkalten, so gedrängt, aber wahrscheinlich werde er doch ein zweites Mal geholt werden, und dann werde er keine Rücksichten nehmen und sorgfamer und langsamer nachforschen.

Es kam so, wie er gesagt hatte, er wurde eines Nachts bei einem plötzlichen Hustenanfall des Leidenden herbeigerufen, sprach sich aber am nächsten Tage, mit sichtlichem Widerstreben auf die Sache näher einzugehen, nur oberflächlich und unbestimmt aus.

Ich kannte aber meinen Pappenheimer; der Arzt gehörte zum Geschlecht der „Strengvertraulichen“, die es für dringend erforderlich halten, unter dieser Maske auch die gleichgültigsten Dinge zu erzählen. Als ich ihn am nächsten Tage bei einem Glase Bier traf, fragte ich ihn in der geheimnisvollen Art, die er so liebte, wie es mit dem Engländer stehe. Mich





Fütterung von Maultieren mit Salz in den Campos von Südbrasilien. (S. 371)



interessierte die Familie, und ich hatte eine eigene Ansicht über die schöne Frau, deren Charakter zu bestimmen die gesamte Badegesellschaft beflissen war. Natürlich „ganz im Vertrauen“ teilte mir Doktor Krummholz mit, bei dem Alten sei doch vieles in Unordnung, große Störungen seien in vielen Organen vorhanden, und das Gesamtbefinden sei kläglich. „Ich kann es nicht beweisen,“ setzte der Doktor im Flüsterton hinzu, „gar nicht, aber ich bin moralisch davon überzeugt, der Mann leidet an den Folgen irgend eines langsamen Giftes, vielleicht eines schwer entdeckbaren Pflanzengiftes.“

„Unfinn!“ unterbrach ich ihn. „Wir leben zwar nicht in der „besten der Welten“, aber auch nicht gerade in romanhaften Zuständen. Haben Sie ihn oder sie nicht gefragt, ob er nicht die unfehlbaren englischen Pillen, Balsamtinkturen und so weiter gebraucht hat oder noch heute gebraucht? Die Engländer sind auf Patentmedikinen versessen, und was in diesen Universalheilmitteln steckt, weiß kein Mensch.“

„Sie mögen nicht ganz unrecht haben,“ meinte der Doktor nach kurzem Nachdenken; „auch fiel mir die kolossale Menge von Flaschen und Gläschen und Schachteln auf, aber ich werde nachforschen.“

„Und wie steht es mit dem Familienleben?“ fragte ich. „Welchen Eindruck hat die ganze Sache auf Sie gemacht?“

Doktor Krummholz zuckte die Achseln. „Der Alte vergöttert zwar seine schöne Frau, er betrachtet sie als eine Maritatt, aber dabei ist er doch auch recht habereisch und widerhaarig, und da er in hohem Grade hinfällig ist, muß der Verkehr mit ihm schwierig sein. Sie pflegt in sorgfamer und liebevoller Weise Mann und Tochter, das ist alles. Glauben Sie mir, für diese blühende Frau, die ihr Leben doch auch etwas genießen will, muß es eine schwere, ja eine schreckliche Aufgabe sein, immerdar die Krankenwärterin zu spielen. Wie selten kommt die Familie ein paar Schritte in den Wald hinaus, wie wenig beteiligt sie sich an der gemeinfamen Freude! Man muß gerecht sein, die Frau ist nicht zu beneiden; und die Blinde scheint nicht minder leidend zu sein als ihr Vater.“

„Unzweifelhaft sind sie reich?“ warf ich ein.

Der Arzt nickte. „Bei ihnen ist alles solide. Unzweifelhaft eine reiche Familie.“

Ein paar Tage darauf hatte ich ganz zufällig eine Gelegenheit, die schöne Frau zu beobachten. Es war in der Abenddämmerung; sie war die Chauffee hinabgegangen, die nach Wiebda führt. Da, wo der Wald beginnt, der Sachsa von Wiebda trennt, stand jemand, dem man auf den ersten Blick den Fremden ansah. Wahrscheinlich war es ein Engländer — seine Kleidung ließ darauf schließen —, einer jener internationalen Gesellen, wie sie sich in den Bädern zur Sommerzeit so häufig herumtreiben. Er hatte ein hübsches, ziemlich nichtsagendes Allergesicht und schien recht robust, von Beefsteak und Porter wohlgenährt, zu sein.

Bei einem heimlichen Stellbischen hatte ich sie also ertrapt! Sie gewahrte mich nicht, da ich die Landstraße verlassen hatte und quer über die Wiesen ging, auf denen schon die Abendnebel brauten. Die Zusammenkunft war kurz und bot weiter kein Interesse; war es derselbe Fremdling, der schon in Nordhausen mit ihr gesehen worden war? Gewiß war es, daß er auf sie gewartet hatte und ihren Spuren gefolgt war.

Ich forschte am nächsten Tage in Wiebda nach und stellte fest, daß ein Herr zwei Tage dort im „Weißen Rob“ gewohnt habe, ein Fremder, der mit stark ausländischem Accent deutsch sprach. Er war mehrmals allein spa-

zieren gegangen, doch bald wieder abgereist, nach Harzburg, wie er gesagt hatte.

Wenn mich nicht alles täuschte, stand ich vor einem kleinen Geheimnis. Die Lösung erfolgte — freilich in unvorhergesehener Weise.

\* \* \*

Im Anfang August erkrankte Herr Nichols, so hieß der Gemahl der schönen Frau, schwer. Er kam gar nicht mehr zum Vorschein, auch seine Tochter war bald nicht mehr sichtbar, und nur die schöne Frau erschien hie und da, um hastig ein Mahl zu sich zu nehmen und dann sofort wieder zu verschwinden. Doktor Krummholz ging mit sorgenschwerer Miene dreis bis viermal jeden Tag zu den Fremden; da er nicht im Stande war, lange ein Geheimnis bei sich zu behalten, wußte ich bald, um was es sich handelte. „Ein starkes gastrisches Fieber,“ raunte er mir zu; „wir wollen es dabei lassen, um Herrn Schülers Gäste nicht zu verjagen. Soll ich ehrlich sein, so muß ich sagen: Typhus. Er ist schwach und eigensinnig, und ich fürchte das Schlimmste.“

Zwar kam über meine Lippen keine Andeutung der wahren Natur der Krankheit des Fremden; aber trotzdem flüsterten sich die Kellner bald das offene Geheimnis zu, und die Badegäste ergriff ein panischer Schrecken. Der Oberst a. D., der das den Nichols benachbarte Zimmer inne hatte, verschwand zuerst; der Nimrod-Baron folgte ihm und ging auf seine Güter im Thüringischen, und der Oberlehrer strebte gleichfalls seinen Penaten zu. Mehrere Andere folgten; nur eine kleine Schar Auserwählter blieb im Gasthaus. Der Wirt machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ im übrigen die englischen Fremden ganz gehörig bezahlen.

„Sie sind ein vorurteilsfreier Mann,“ sagte er eines Tages zu mir, „und machen sich nichts aus der fatalen Krankheit, die meine Gäste verschreckt. Wollen Sie nicht das schöne große Zimmer des Obersten beziehen? Sie haben das Vorrecht darauf, denn Sie haben mich schon früher darum; damals hatte ich es leider dem Herrn fest versprochen. Ich will es Ihnen nicht höher als Ihr jetziges anrechnen. Ich sehe es gern, wenn das Zimmer besetzt wäre, da es neben den Gemächern der Familie Nichols liegt. Das Publikum würde daraus ersehen, daß es mit der „Epidemie“ nicht so schlimm ist. Wollen Sie?“

Da ich in Bezug auf Ansteckungsgefahren und andere drohende Erscheinungen etwas der Vorherbestimmungstheorie huldige und gegen Bacillen einigermaßen unempfindlich bin, nahm ich das Anerbieten an.

Ich war im ganzen Hause der einzige, der Englisch verstand, und so kam es, daß ich im Verlaufe der Krankheit mit der schönen Frau mehrmals zusammenkam und von ihr angerebet und einer Unterhaltung gewürdigt wurde. Eines Abends — es war gegen Ende August — ging ich mit ihr eine kurze Strecke die Allee entlang. Spätrosen blühten in den Vorgärten, der milde Wein hatte sich rötlich gefärbt, und die Apothekerstöcher, eine ältliche Jungfrau, die eine nicht unangenehme Altstimme hatte, sang nebenan das auch meiner Begleiterin wohlbekannte Lied von der letzten Sommerrose. Das paßte für die Situation; wir blieben beide wie auf Verabredung stehen und horchten den Tönen. Das Eis, welches das Herz der schönen Frau gepanzert hatte, schmolz ein ganz klein wenig, wie es schien: sie ließ mich einen flüchtigen Blick in ihre trüben Verhältnisse, in das unselige Geschick ihres Lebens thun.

„O, mein Herr!“ sagte sie auf deutsch, denn die Engländer glauben nun einmal, daß diese Anebe in Deutschland die beliebteste ist, und dann fuhr sie auf englisch fort: „Ich danke Ihnen für die sympathischen Worte, die Sie

vorhin äußerten. Ach, ich bin so unglücklich! Mary, die Blinde, wird immer stiller und ungeselliger; sie pflegt ihren Vater mit bewunderungswürdiger Energie, obwohl sie selber so schwach ist; sie setzt ihr eigenes Leben ein, um das ihres Vaters zu retten. Aber ich bin wie tot für sie. Sie reicht ihm die Medizin und wacht bei ihm; ich fürchte, daß sie bald ebenso krank ist wie Herr Nichols. Vorstellungen, Bitten, Beschwörungen meinerseits nützen nichts; gestern wurde sie am Krankenbett vor Erschöpfung ohnmächtig. Was soll ich dagegen thun? Das Schicksal ist über mich herein gebrochen, und die Welt, die so wenig von meiner Lage ahnt, wird mich am Ende verantwortlich machen.“

„Thun Sie Ihre Pflicht, gnädige Frau,“ erwiderte ich, „versäumen Sie nichts, und stellen Sie den Ausgang dem Schicksal anheim.“

„Mir bleibt nichts anderes übrig. Meine ganze Ehe ist ja nichts als ein stetiges Martyrium der strengen Pflicht.“ Sie lachte kurz auf. „Weshalb glauben Sie wohl, daß ich mich mit Nichols vermählte? Ich mußte ihn heiraten, um meinen Vater zu retten. Doch das sind Angelegenheiten, die Sie nicht interessieren dürften. Er zählt doppelt so viel Jahre als ich. Er liebt mich, ja, wie eine seltene Orchidee in seinem Gewächshaus — das ist alles — ich bin verschachert worden.“

Sie stieß das offenbar in großer Erregung hervor. Dann bot sie mir guten Abend und schlüpfte in das Haus.

Schon wenige Stunden später nahte die Katastrophe.

\* \* \*

Doktor Krummholz hatte mir bereits am Tage vorher mitgeteilt, die entscheidenden Stunden würden nicht lange mehr auf sich warten lassen. Ein tüchtiger, gesunder Schlaf, und Herr Nichols sei gerettet. „Tritt dies nicht ein,“ sagte der Arzt, „so ist meine Kunst machtlos. Glücklicherweise ist Frau Nichols die verständigste Pflegerin, und es ist hier eine Stille eingetreten, die für den Kranken vorteilhafter als für Herrn Schüler ist.“

„Ich habe oft gehört,“ bemerkte ich, „daß eine heftige Störung, ein Schreck während eines solchen Schlafes unmittelbar tödlich wirken kann.“

„Ja, das ist richtig, aber hier nicht zu befürchten. Frau Nichols zählt gut, und Herr Schüler thut alles, was in seinen Kräften steht. Sie wissen, eine Leiche im Haus ist für den Wirt keine angenehme Zugabe.“

Als ich später die Treppe hinaufging, stand oben der Arzt. „Er schläft,“ wisperte er, „und wenn nun alles hübsch ruhig bleibt in der Nacht, kann er morgen früh als gerettet erwachen. Sie wohnen ja jetzt nebenan; wir rechnen auf Ihre gütige Nachsicht. Schließen Sie diese Nacht in Ihrem Zimmer keinen Revolver ab.“

Das versprach ich lächelnd, und wir schieden. Ich schlich mich nach dem Abendbrot vorsichtig in mein Gemach, zog die Hausschuhe an und nahm einen Band von Rückert vor, „Die Weisheit des Brahmanen“, die ich für die Sommerfrische immer mitnehme, um Stoff zum Sinnen und Nachdenken in stillen Stunden zu haben.

Aber diesmal hatte ich für Rückerts gehaltvolle Poesie nicht die rechte Aufmerksamkeit. Ich dachte viel zu viel an das traurige Los der schönen jungen Frau, die ein widriges Schicksal an eine unsympathische, geistig wie körperlich kranke Familie gekettet hatte; ich dachte an das blühende Menschenleben, das sich dort dicht nebenan sorgte und qualte in der Atmosphäre der Krankentube, während ein heißes Verlangen nach Glück und Liebe in ihren schimmernden Augen lag. In ganz an-



derer Beleuchtung sah ich nach dem heutigen Geständnis Frau Nichols an. Was den Bade-  
gästen früher als Kofetterie erschienen war, er-  
wies sich nun als nichts weiter denn Lebens-  
lust und üppige Kraftfülle der Jugend. Wie  
oft mochte das in Gesundheit förmlich strahlende  
junge Wesen sich schon gesehnt haben nach Luft  
und Licht und Freiheit! Lebte sie nicht wie  
in einer Gefängniszelle zusammen mit dem  
alten Schwächling und der bedauernswerten  
blinden Stieftochter, die keinen Begriff davon  
hatten, was eine gesunde Natur verlangte, die  
nicht wußten, daß es außer ihrer Welt noch  
eine andere gab, die voll süßer Freuden ist,  
eine Welt, durch die der Sonnenschein der  
Empfindung flutet!

Ich war unter diesen Betrachtungen auf-  
gestanden und blickte neugierig nach der Thür,  
die mich von der Familie Nichols trennte. Ein  
Kleiderschrank war, wie üblich, davorgeschoben  
worden; aber das schmale Spind verdeckte kaum  
zwei Drittel der Thür; Raum genug war für  
mich da, neben den Schrank zu treten und das  
Ohr an die Bretter zu legen. Und jetzt merkte  
ich auch, daß ein Loch vorhanden war, in dem  
früher ein Astknorren gesehen haben mochte.  
Bei genauerer Musterung war auch nicht zu  
verkennen, daß ein feiner Lichtstreifen durch  
dieses Guckloch fiel. Ich beugte mich ein wenig  
herab und strengte mein Auge an. Jetzt konnte  
ich das Krankenzimmer, in dem der alte Nichols  
lag, ganz genau überblicken.

Ein Bettschirm, der seitwärts geschoben war,  
hinderte die Lampe, ihr Licht auf das Bett  
fallen zu lassen, in dem Herr Nichols an-  
scheinend fest schlief. Regungslos kauerte Fräulein  
Mary Nichols in einem Lehnstuhl; nun  
stand sie auf und kniete auf dem Teppich vor  
dem Lager nieder, indem sie ihr Antlitz am  
Rande des Bettes in die Kissen barg; augen-  
scheinlich betete sie lange und anhaltend. Nach  
einer Weile öffnete sich geräuschlos die nur an-  
gelehnte Thür, die in das Nebengemach führte,  
und die schöne junge Frau trat ein. Sie zog  
die Uhr und sah nach, wie spät es sei. Dann  
ergriff sie ein nahe Tischchen, auf dem Flaschen  
und Gläser in ganzen Massen aufgehäuft waren,  
und schob es näher an das Bett. Vielleicht  
dachte sie, es sei nun bald Zeit, dem Schlafenden  
irgend eine Erfrischung zu reichen, viel-  
leicht geschah das Näherücken des Tischchens  
nur mechanisch, ohne besonderen Grund.

Blitzschnell schoß mir in diesem Augenblick  
der Gedanke durch den Kopf, daß eine große  
Gefahr drohe. Wenn Fräulein Mary sich er-  
hob, was jede Sekunde eintreten konnte, dann  
mußte sie das Tischchen, ein zerbrechliches und  
zierliches Gerät, unfehlbar umwerfen. Es war  
gar nicht anders möglich. Das Tischchen war  
zu nahe an das Lager des Kranken gerückt  
worden! Mehr als ein Duzend Flaschen und  
Fläschchen, eine silberne Klingel, eine schlank-  
haltige Wasserflasche, ein Thermometer, einige  
Schälchen und noch mehrere andere Glasgeräte  
standen dicht zusammengeschoben und aufgetürmt  
auf dem Tische — das alles mußte zusammen  
und durcheinander mit wildem Getöse in das  
Zimmer hineinfallen, wahrscheinlich gerade da-  
hin, wo kein Teppich mehr lag. Der entsetz-  
liche Lärm, der dadurch entstand, mußte den  
Kranken jäh aus seinem Schlafe reißen, der  
doch durch nichts gestört werden sollte. Ein  
fürchterlicher Schreck würde den Patienten  
durchzucken und dadurch vielleicht ein Rück-  
fall, wohl gar eine plötzliche Katastrophe ein-  
treten!

Frau Nichols blickte noch einmal in träume-  
rischem Sinnen auf ihre Uhr und verließ leise  
wieder das Gemach. Ich stand in zitternder  
Erwartung da — was sollte ich thun? Sollte  
ich zu ihr eilen und sie auf das Versehen auf-  
merksam machen, das sie aus Gedankenlosigkeit

begangen hatte? Oder lag vielleicht eine be-  
stimmte Absicht vor? Der Gedanke schoß mir  
blitzschnell durch den Kopf. Doch was konnte  
ich thun? Wenn ich bei den Nachbarn an-  
klopfte, stand Fräulein Mary ohne Frage auf,  
und es war geheißen, was verhütet werden  
sollte. Was für ein Recht hatte ich überhaupt,  
mich in die Angelegenheiten dieser Familie ein-  
zumischen? Mußte ich dabei nicht gestehen,  
daß ich den Läscher und Späher gespielt und  
das Krankenzimmer beobachtet hatte? Die Lage  
war für mich äußerst peinlich.

Und doch, ich konnte es nicht mehr er-  
tragen, ein Unglück nahen zu sehen, ohne  
helfend einzuspringen. Mochte werden, was  
da wollte, ich beschloß, mein Zimmer zu ver-  
lassen und leise an die Thür der Frau Nichols  
zu klopfen. Eben wollte ich mich erheben, da  
stocste mein Schritt. Zu spät! Fräulein Mary  
hatte sich erhoben und ganz so, wie ich es be-  
stimmt ausgerechnet, das Tischchen umgeworfen,  
von dessen Nähe sie nichts ahnen konnte. Mit  
gellem Aufschrei trat sie in die Glasscherben  
zurück, denn der Fall hatte natürlich einen ganz  
erschrecklichen Lärm gemacht. Der Kranke stöhnte  
tief auf und wollte sich erheben, sank dann  
aber in die Kissen zurück. Frau Nichols eilte  
herbei und stürzte an die Klingel. Der Arzt  
kam.

Was soll ich weiter erzählen? Herr Nichols  
war tot, ein Schlag hatte ihn getroffen. Seine  
Züge waren vor Schreck verzerrt — Mary lag  
in tiefer Ohnmacht.

Ich verließ noch in derselben Nacht den Ort  
und reiste in meine Heimat zurück.

\* \* \*

Fünf Jahre waren seitdem verflossen. Wie  
schnell doch die Zeit vergeht! Als ich einmal  
wieder auf einige Wochen in einem holländi-  
schen Seebade weilte, fand ich am Strande ein  
etwa zweijähriges rosiges kleines Mädchen,  
das von einer Hofe an der Hand geführt wurde;  
neben ihr stand eine starkknockige normännische  
Kinderfrau, die einen strammen kleinen Bur-  
schen auf dem Arme hatte. Die Kinder klatschten  
in die Hände und freuten sich über die Schaum-  
kämme der Wellen und die Muscheln und den  
im Sonnenschein glitzernden Sand. Ich stand  
einige Schritte abseits hinter einem Sand-  
haufen, als eine blühende junge Frau nahte,  
augenscheinlich die Mutter, am Arm ihres  
Gatten. Die Kinder riefen die Eltern auf  
englisch fröhlich an. Die Frau wandte den  
Kopf ein bißchen; nun erkannte ich sie: es war  
die immer noch schöne frühere Frau Nichols,  
meine Bekannte aus dem Gasthause im Harz.  
Und nun fiel mir auch das Gesicht ihres Gatten  
ein — wo hatte ich ihn doch gesehen? Ah —  
die Erinnerung kehrte wieder — auf dem Wege  
nach Wieda. Und dann dachte ich an die Kata-  
strophe, die ich einst miterlebt im Hause des  
Herrn Schüller, und die seitdem schon hundert-  
mal im stillen gethane Frage zitterte noch ein-  
mal durch mein Herz: „War es Absicht oder  
Zufall?“

Niemand weiß es außer ihr, die offenbar  
als Glückliche vor mir stand. Durch den Tod  
des alten Nichols war sie der Freiheit, dem  
Leben wiedergegeben worden. Hatte sie diesen  
Tod beschleunigt, hatte sie das Schicksal in die  
eigene Hand genommen? Der Schatten eines  
leisen Verdachtes war damals an mir vorbeige-  
zogen und hatte meine Gedanken gestreift,  
aber kein Beweis irgend welcher Art lag vor.  
Mochte sie schuldig oder schuldlos sein, ich  
vermied eine Begegnung, die mir nur peinlich  
gewesen wäre, und packte meine Koffer. Ich  
habe sie nie wiedergesehen.

**Ein polizeilich überwachter Landesherr.** — Der  
letzte Landgraf von Hessen-Homburg, welcher 1866  
starb, hatte neben vielen Absonderlichkeiten auch die,  
daß er ein Feind aller Ovationen war, denen er stets  
aus dem Wege ging. So ist es notorisch, daß der-  
selbe an seinen Geburtstagen Homburg regelmäßig  
verließ und diesen Tag anderswo verlebte. Defers  
kam er an seinem Wiegenfeste nach Königstein im  
Taunus, durchstreifte das Städtchen und dessen Um-  
gebung, stattete namentlich der alten Ruine einen  
Besuch ab und dinierte dann im Hotel Pfaff, wo er  
mit dem Wirt in leutseltiger Weise sich unterhielt.  
Hier war es auch, wo der Bürgermeister des Städt-  
chens, welcher die folgende Episode selbst erzählt, auf  
sehr eigenartige Weise die Bekanntschaft des Land-  
grafen machte.

„Eines Vormittags — es war im Jahre 1856  
— erschien der städtische Polizeidiener auf dem Dienst-  
bureau der Bürgermeisterei und meldete, er habe so-  
eben wahrgenommen, daß ein älterer hagerer Mann,  
bekleidet mit einem ziemlich schäbigen grauen Rocke,  
auf dem Kopfe einen mit Beulen versehenen Cylinder-  
hut, durch alle Straßen des Städtchens schleiche, neu-  
gierig in jedes Haus schaue, überhaupt dermaßen eigen-  
artig sich benehme, daß es seine Ueberzeugung sei,  
derselbe führe nichts Gutes im Schilde. Auf die  
Frage des Polizeidieners, was er gegebenen Falles  
thun solle, erteilte ich die Weisung, die Beobachtung  
jenes sonderbaren Fremdlings fortzusetzen, indessen  
keine Hand ohne meinen speziellen Befehl an denselben  
zu legen. Nicht lange währte es, so erschien der Poli-  
zeidiener abermals auf dem Bureau und be-  
richtete, daß ihm verdächtig erscheinende Mann habe eben die  
Hauptstraße betreten, und es sei seine heimliche Ent-  
fernung aus dem Städtchen sehr wahrscheinlich. Die  
Schilderungen des Polizisten hatten meine Neugierde  
in hohem Grade erregt, und ich beschloß, unter allen  
Umständen diese räthselhafte Persönlichkeit festzustellen  
und mich eventuell derselben zu bemächtigen. Es  
wurde deshalb zwischen mir und dem Polizeidiener  
verabredet, dem Unbekannten in einiger Entfernung  
gemeinschaftlich zu folgen und bei etwaigem Muth-  
versuche denselben festzunehmen. Ich war nämlich  
der Ansicht, das Aufspionieren der Häuser und aller  
Straßen verfolge den Zweck, die Dertlichkeit genau  
aufzukundschaften, um bei Nacht und Nebel da oder  
dort einen unerwünschten Besuch zu machen. Aber  
siehe da, auf einmal lenkte der Fremdling seine Schritte  
nach dem Hotel Pfaff, dem ersten Gasthof in König-  
stein, und trat auch in denselben ein. Nunmehr schien  
mir doch etwas mehr Zurückhaltung geboten, wes-  
halb ich meinem Begleiter aufgab, sich vor die Thür  
des Hauses zu postieren, während meinerseits versucht  
werden sollte, zuvörderst durch den Wirt das Er-  
forderliche ermitteln zu lassen. Beim Betreten des  
Hauses traf ich auch sofort den Hotelier, beschrieb  
ihm die verfolgte Persönlichkeit, gab meinen Veracht  
kund und bat ihn, recht vorsichtig zu Werke zu gehen,  
da jedenfalls ein guter Gang auf dem Spiele stehe.  
Herr Pfaff lächelte, nahm eine geheimnisvolle  
Miene an und versprach, sofort nach dem Unbe-  
kannten sich umzusehen, der uns aus seinem Hause  
keineswegs entweichen dürfe. Hatte mich schon das  
eigenthümliche Mienenpiel des Wirtes etwas vermun-  
dert, so machte ich erst ein recht langes Gesicht, als der  
Wirt, statt den vermeintlichen Gauner in der ge-  
wöhnlichen Wirtsstube zu suchen, seine Schritte nach  
dem feinen Gastzimmer richtete. Es dauerte nicht  
lange, so erschien der Gastwirt auf der Schwelle des-  
selben und lud mich ein, näher zu treten, da der Ge-  
suchte mich hier erwarte. Etwas besonnen folgte  
ich der Einladung und stand dem Unbekannten al-  
sbald gegenüber, welchen der Wirt mit den Worten  
mir vorstellte: „Seine Durchlaucht Landgraf Ferdi-  
nand von Hessen-Homburg,“ fodann auf mich deutend:  
„Bürgermeister F. von hier.“ In diesem Augenblick  
war mir's, als träfen mich alle Donner des Himmels,  
ich war vor Schrecken fast einer Ohnmacht nahe und  
wollte eben Entschuldigungen hervorstoßern, als der  
hohe Herr freundlich abwehrend jede Rechtfertigung  
ablehnte, mich für meinen Dienstfeier sehr belobte  
und überhaupt äußerst hübschvoll befehlte. Der vor  
der Thür wartende Polizeidiener mußte auf Befehl  
Seiner Durchlaucht ebenfalls vortreten, wurde wegen  
bewiesener Pflichttreue gleichfalls belobt und mit einem  
doppelten Louisdor „Zugelb“ entlassen. Ich dankte  
dem hohen Herrn für das gnädige Entgegenkommen,  
nahm mir aber ernstlich vor, künftig in Verfolgung  
unbekannter Personen etwas vorsichtiger zu sein, auch



einem Gastwirth nicht mehr ohne Not polizeiliche Geheimnisse anzuvertrauen. Indessen habe ich aus diesem Vorgange die Ueberzeugung geschöpft, daß Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg trotz aller Eigenheiten ein höchst liebenswürdiger Herr war, der mit vollem Grunde die Anhänglichkeit und das Vertrauen seiner Unterthanen besaß. Sein Andenken wird mir stets ein freundliches bleiben." [C. L.]

**Gab es im Altertum phonographische Apparate?** — In dem kürzlich veröffentlichten Werke von E. N. Bennett: „Der Untergang der Dervische“ bringt der Verfasser einige interessante, ihm von Arabern mitgetheilte Erzählungen über Mumien, welche man hätte sprechen hören, sowie über ähnliche wunderliche Begebenheiten. Um den Nachweis zu führen, daß der Bericht über sprechende Mumien nicht ohne weiteres als Märchen betrachtet werden sollte, führt Dr. Bennett den als authentisch erachteten Bericht eines Engländer an, einen bemerkenswerten Vorfall betreffend,

welcher sich während dessen Entbedungsreise in Mexiko zutrug. Bei Ausgrabungen, welche dieser Reisende auf dem Trümmerfelde einer uralten Stadt anstellen ließ, wurde unter anderen Merkwürdigkeiten auch eine Mumie gefunden, welcher die oberen und unteren Extremitäten fehlten. Er brachte diesen Fund in das Haus eines befreundeten Mexikaners, dessen Gast er war, und stellte den Kasten, in welchem sich die Mumie befand, auf ein Billard. Außer den beiden Herren und der Frau des Mexikaners, welche unweit des Billards auf einem Sofa saß, befand sich niemand im Zimmer, so daß die Ueberraschung dieser drei Personen eine große war, als plötzlich eine fremde Stimme, eine unbekannte Sprache sprechend, vernnehmbar wurde. Der Engländer wandte sich an seinen Wirt, um ihn zu seiner vermeintlichen Bauchrednerkunst zu beglückwünschen, war aber nicht wenig erstaunt, als er dessen leichenblaßes Gesicht erblickte, und die Dame in einem Zustande fand, welcher

eine Ohnmacht erwarten ließ. Er eilte sofort an das Billard, lehnte sich über die Mumie und stellte fest, daß die articulierten Worte aus dem Innern derselben herausdrangen. Nach kurzer Zeit trat wieder vollständige Stille ein, und als sich das Ehepaar von seinem Schreck erholt hatte, theilte es ihrem Gaste mit, daß schon beim Hereinschaffen der Mumie ins Haus eine Stimme vernommen worden sei, die aus dem Innern derselben zu kommen schien.

Diese einbalsamirten Reste eines Ureinwohners Mexikos, der wahrscheinlich schon vor mehreren tausend Jahren aus dem Leben geschieden war, befinden sich gegenwärtig in England, und ein bekannter Archäologe, dessen Urtheil über die Angelegenheit nachgesucht worden ist, hat vorgeschlagen, den Torso zunächst mittels Röntgenstrahlen zu durchleuchten, um festzustellen, ob sich in seinem Innern nicht ein unserem Phonographen ähnlicher Apparat befinde. Sollte dies nicht der Fall sein, so würde ein Aufzügen

## Humoristisches.



des holzartig gewordenen Körpers überflüssig sein. Daß im Altertum bereits gewisse Vorrichtungen existierten, mit deren Hilfe eine Nachahmung der menschlichen Stimme zu bewerkstelligen war, scheint außer Zweifel zu stehen. Der betreffende Mechanismus, welcher wahrscheinlich nur der Priestertaste bekannt war und derselben großes Ansehen und Vermögen einbrachte, wurde streng geheim gehalten und nur gelegentlich in Thätigkeit gesetzt. Vielleicht wurde das Tönen der berühmten Memnonsäule mit Hilfe eines solchen mechanischen Apparates zuwege gebracht. Sollte in der mexikanischen Mumie tatsächlich ein primitiver Sprechapparat vorhanden sein, so konnte derselbe sehr wohl durch das Aufstoßen beim Niederlegen des Kastens in Thätigkeit gesetzt worden sein, ähnlich wie die sprechenden Puppen durch den Druck des Fingers eines Kindes bethätigt werden.

**Stolz.** — In einer aristokratischen Gesellschaft, in der Adeline Patti sang, befand sich auch die bekannte Romanschriftstellerin Duida. Diese machte eine Bemerkung zu ihrer Nachbarin, doch in demselben Augenblick kam die Frau vom Hause herangerauscht und sagte: „Ruhe, Ruhe, die Patti singt!“ „Nun, und ich spreche,“ versetzte die Duida und verließ sofort den Saal. [—dn—]

### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 46:  
Mancher der zu viel hat, hat noch lange nicht genug.

### Blumen-Rätsel.

Die Namen der folgenden elf Feldblumen: TÄSSELKRAUT, VOGELWICKE, KLATSCHROSE, GOLDSTERN, LÖWENZAHN, BUTTERBLUME, KÖNIGSKERZE, Pechelke, Kornblume, Wucherblume, Glockenblume sind untereinander zu stellen und alsdann so lange seitlich hin und her zu schieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe den Namen einer weiteren Feldblume ergibt.

Auflösung folgt in Nr. 48.

### Charade. (Dreißigblg.)

Des fernern Freundes Worte führt  
Das Erste weit daher.  
Zwei-Dei wird manchmal präsentiert  
Und ist doch kein Gehehr.  
Der Unbehändige es liebt,  
Ihm unterliegt es Welt.  
Und wer das Erste nimmt und giebt  
Das Ganze bald erhält.

Auflösung folgt in Nr. 48.

### Auflösungen von Nr. 46:

des Homonym: Verraucht;  
des Wechsel-Rätsels: Ranton, Ranton.

### Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.